

Dem ‚Langen Gedicht‘ ein langes Leben!

– Walter Höllerer zum 65. Geburtstag. –

Es ist jetzt fast ein Vierteljahrhundert her, daß Walter Höllerer am damals noch ziemlich vernagelten Utopiehorizont ein neues lyrisches Lebewesen ausmachte: das lange Gedicht. Was einem Teil der Szenenberichterstatter zunächst eine bloße Chimäre schien – eine Kreuzung vielleicht zwischen Midgardschlange und Windkanal – wurde von anderen Literaturfreunden allerdings mit freudigen Heureka-Rufen begrüßt. Genau so hatten sie sich den Ausbruch aus dem Trappistenkloster der Weltverneinungspoese immer vorgestellt:

Das lange Gedicht unterscheidet sich nicht nur durch seine Ausdehnung von den übrigen lyrischen Gebilden, sondern durch seine Art sich zu bewegen und da zu sein, durch seinen Umgang mit der Realität –

es hatte nur niemand gewagt, seinen Wünschen so unbefangenen Ausdruck zu verleihen.

Weiter:

Das lange Gedicht ist, im gegenwärtigen Moment, schon seiner Form nach politisch; denn es zeigt eine Gegenbewegung gegen eingegrenzte Kästchen und Gebiete... Die Republik wird erkennbar, die sich befreit:

das klang in dem Jahr zwischen Erhard und Kiesinger nun schon völlig nach außerparlamentarischer Opposition und geistigem Jakobinertum, zumal es die Formfrage scheinbar unzulässig als gesellschaftliche Verfassungsfrage aufführte. Entgegen einem poetischen Grundwertekatalog, in dem formale Geschlossenheit, monologisches Sichvermurmeln und statische Plattfüßigkeit als oberste Tugendregeln galten, empfahl sich das ‚Lange Gedicht‘ auf einmal als versifiziertes Breitwandfresko, in letzter Konsequenz vielleicht nicht einmal versifiziertes, denn wo das Bedürfnis nach mehr Atemfreiheit und spontaner Verständigung erst auf die Szene übergriff, wie sollte der Vers da noch sein Maß halten können.

Blitze wollen nicht im verborgenen glühen, auch unsere Geistes- und Gedankenblitze nicht, und wenn sie den Himmel zunächst auch nur ausschnittweise erhellen, so leben sie doch fort in den genossenschaftlichen Reflexen ihrer Sympathisanten. Als logenbrüderlicher Anstoß (und privates Freundschaftszeichen) in die Villa Massimo übermittelt, wo ich ein Rom-Stipendium gerade auf das Verfassen einiger längerer Gedichte verwendet hatte, fanden Höllerers Thesen in meiner Brust sofort das angemessene konspirative Echo. Mit Gedichten wie „Gruß aus Rom“ oder „Waschzettel“ oder „Üble Nachrede“ hatte auch ich versucht, meinen lyrischen Monologen einen Weg nach vorn zu eröffnen - aus der geistigen Isozelle heraus und auf ein mitgedachtes Publikum zu. Im ironischen Rückgriff auf solche populären bis kommerziellen Tonträger wie den Klappentext, den Nachruf und den Reiseprospekt hatte ich meinen Versen einen kollektiven Schwingboden eingezogen, von dem zu hoffen war, daß er dem sensorium commune wenigstens im schrägen Winkel entgegenkam. Obwohl sich mein sozial-literarisches Streben damals gerade auf andere Bühnen zu verlagern begann, auf die Theaterbühne, waren diese längeren Dialog-Gedichte doch schon ein kritisches Vorspiel gewesen: der Versuch, meine inneren Stimmen auf eine öffentliche Plattform zu führen und

dem ‚lyrischen Ich‘ mit dem Rock des Nummernconfrenciers ein zeitgemäßes Gewand anzumessen.

Da mich das lange Gedicht über die Jahre hin immer wieder beschäftigt hat – als ein Stück mit verteilten Stimmen und Theatrum mundi in der Nußschale –, möchte ich den 1965er Thesen von Walter Höllerer gern ein paar nachgewachsene Gedanken beifügen. Demnach scheint mir das edelste Ziel von Gedichten zwar immer noch, mit ‚einer‘ gesammelten Stimme zu sprechen, nur daß der Weg dorthin mit der Zeit und mit den Umständen zu einem Drama für sich geworden ist. Wem die Welt als runde und ganze nicht mehr recht aufgehen will – zum Beispiel an unserem abendlichen Telehimmel nicht – und wem dann auch ein Concerto grosso der *Einstürzenden Neubauten* zugunsten der Gehörlosenliga nicht mehr über den heillos zerstückelten Gesellschaftsvertrag hinweghilft, der hat seine versprengten Zwangsgedanken wohl oder übel als seine irrende Fechtertruppe zu betrachten, die er mit jedem Gedicht neu in die Arena schickt. Allerdings scheint mir hier gerade das lange Gedicht die nötige Anlaufstrecke vorzulegen, auf der sie sich kritisch messen können.

Erst das lange Gedicht eröffnet jenen hinreichend weiten Bewegungsspielraum, in dem sich unsere ressentimentgeladenen Widersprüche als dialektisch miteinander verkehrende dramatis personae entwickeln lassen. Statt sich zwanglos als hektometerlanger Lindwurm vor uns auszurollen, zieht uns das lange Gedicht direkt in den Kampf mit dem Drachen hinein, was der theatralischen Kurzweil wegen aber nicht ganz ohne Regiekniffe abgeht. Auch als Gedankendrama betrachtet, heißt das lange Gedicht also Vorgang, Durchgang, Wettstreit, Dialog; von der Schauseite her Unterhaltung. Ob das von uns allen ersehnte Vereinigungswerk dabei wirklich zustande kommt, ist mit jedem neuen lyrischen Anlauf erneut die Frage. Ob sich aus konkurrierenden Widersprüchen auf der einen Seite und befreienden Entschließungen auf der anderen noch einmal so etwas wie ungebrochener Zuspruch entwickelt, muß bis zum Ende des Getümmels leider offen bleiben. Mindestens so schwierig wie die Bemühung um einen Rest von Seelenheil scheint mir dann allerdings das Kunststück, unsere Leute auf der Zuschauerbank einigermaßen vollzählig zusammenzuhalten. Was sich auf der eigenen Schreibtischplatte immer noch problemlos arrangieren läßt, seine Selbstanfechtungen wie athletische Kraftleistungen vorzuführen (beispielsweise Flaubert), sieht sich in der offenen Arena schon etwas anders an, weshalb wir ruhig von gesteigerten artistischen Aufwänden sprechen können. Unternommen werden muß der Versuch trotz allem immer wieder, auch angesichts eines Publikums, mit dem wir außer dem Farbfernseher so furchtbar viel nicht gemein haben. Tritt also neben die Versuchsperson mit ihren keineswegs nur angenommenen Ängsten und Kopfbeschwerden der mit allen Abwässern des Showbiz gewaschene Hermes-Drahtzieher-Psychopompos, der die Leidensstationen unserer VP als interessante Vergnügungsaufenthalte aufzieht. Er läßt die scharfgemachten Widersprüche durch brennende Reifen springen oder Katzenduetten vortragen. Er nimmt das Ächzen der Weltenachse als anregendes musikalisches Zuspiel auf, nach dem sich vorzüglich auf dem Kamm blasen läßt. Überhaupt sieht er in dem armen irrenden Erdenschwein unter sich nicht viel mehr als ein billiges Nutztier, das sich mit dem geeigneten Besteck zu Preßkopf, Blutwurst und Pastete verarbeiten läßt; das füllt er dann in diese praktischen Frischhaltefolien, die man Bücher nennt, und denen man sogar noch ein Garantiedatum aufdrucken kann, *Haltbar bis Ende 1999*, wollndochmalsehn, ob das in unserem Selbstbedienungszirkus nicht mit einigen Laufkunden/Liebhaberinnen rechnen darf.

„Längeres Sich-Einlassen: so daß Verbindungen zwischen Gegenstand, Leser Autor, Gedicht möglich werden“, so beschreibt Walter Höllerer mit der Wirkungsabsicht zugleich den

idealen Effekt, den das lange Gedicht machen kann; nur daß uns die Entwicklung einer geheimen Verschlusssache zum öffentlichen Vergnügungsgegenstand vor die unterschiedlichsten artistischen Probleme stellt. Daß langer Atem allein auf die Dauer auch langatmig wirken kann, sage ich nur mal so nebenhin. Daß wir unsere Puste hübsch ventilieren und unsere Lippen nach den Mundstücken unserer Protagonisten spitzen müssen, schließt sich beinahe von selber an. Daß unsere höchst subjektiven Binnenspannungen nicht immer den gespannten Erwartungen des Publikums entsprechen, zählt inzwischen zu den (warnenden) Daueraufklebern auf meinem Artistenkoffer. Trotzdem ist es in der Praxis (heißt auf offener Bühne) immer wieder mal möglich, daß sich eine freundliche Eröffnung als Einfallstor für unerbetene Einmischungen erweist, und wehe dem Gedicht, das dann nicht die Lacher auf seine Seite bringt. Während einer Vorstellung in der Hamburger ‚Fabrik‘ widerfuhr es mir jedenfalls, daß die appellative Zeile „Du aber unterscheide dich und schrei“ von Punkanhängern wortwörtlich genommen und mit einem Mark und Bein durchdringenden Kreischen beantwortet wurde, was dem Gedicht im Halsumdrehen die Stimme hätte verschlagen können, wenn – seine folgende Strophe nicht mit einem „Doch schrein alleine macht dich noch nicht klug“ begonnen hätte. Ich will damit nicht sagen, daß solche dialektischen Vorgriffe sich in jedem Fall des Einspruchs von außen vergewissern könnten, aber ein bißchen mehr als Zufall war bei dem geschilderten Happening doch im Spiel. Wo das federführende Ich sich nicht nur aus Schicklichkeitsgründen als ein Du anspricht, beginnt auch das ständig auf der Lauer liegende Ich im Du sich animiert zu fühlen, manchmal ganz unerwartet, wobei an die Stelle von Dichterlesung dann Beziehungszauber treten kann. Die Durchlässigkeit des Personalpronomens (nicht im mindesten neu in der Dichtkunst und vielleicht sogar auf professionelle Personalprobleme beim Führungsstab verweisend) bildet dabei nur eine sehr allgemeine Voraussetzung eines Partizipationswunders. Wichtiger scheint mir da schon, daß das Subjekt des Gedichts sich nicht von Anfang an als vorgefestigte Persönlichkeit vor uns aufbaut, vielmehr im Lauf der lyrisch-dramatischen Auseinandersetzung sich erst heranbildet, aus unterschiedlich verspannten Einzelteilen sich zusammensetzt, im aktuellen Durchgang sich verfaßt, denn nur das hat Anrecht auf unsere gemütliche Beteiligung, was wir mithoffend entstehen oder mitleidend scheitern sehen.

In der von ihm herausgegebenen Anthologie *TRANSIT - Lyrikbuch der Jahrhundertmitte* spricht Walter Höllerer außerordentlich überzeugend von der „Imaginationskraft des Augenblicks“ und nachfolgend – da der Augenblick sich ja weder festnageln noch perspektivisch in die Dauer treiben läßt – von „einer Bewegung des immer neuen Sich-Aufraffens und Gehens, die sich der Starre entziehen will“. Das rückt uns auf der Ketzerbank der Augenblicksanbeter einerseits ganz eng zusammen, läßt uns in den Folgerungen aber wieder auseinanderscheren. Immerhin haben Gedichte ja einen Anfang und einen Schluß, und daß sie am Ende anderswo stehen (auch anders dastehen) als zu Beginn, zählt für mich zum recht begriffenen Verfassungsauftrag. Als bloßes Transitorium betrachtet, sehen sie uns nach Geschäftsschluß so unerfahren an wie beim Auftakt des Rennens, was mir kaum der Sinn unseres Strebens nach Sammlung und innerer Entwicklung sein kann. Auch scheint mir eine nur seriell begriffene Ästhetik dem Fassungsvermögen des langen Gedichts nicht gerecht zu werden - sie unterschreitet seine wirklichen Kapazitäten und läßt den Wunsch nach organischer Durchbildung leer ausgehen. Erst wo wir die unverschämt für sich und trotzig gegeneinander sprechenden Einzelheiten in dialogische Beziehungen verwickeln, läßt sich von einem wirklichen Längsschnittleben der Gedichte sprechen und am Ende vielleicht sogar von Zusammenhang.

Hin will das vor der Welt aus der Fassung geratene Subjekt doch offensichtlich irgendwo. Aus der negativen Pluralität der bloßen Zerstreuung heraus und irgendwelchen gemeinlich gedachten höheren Brudersphären zu. Ehe es dort anlangt (und dann möglicherweise auch jenen von unserem Heinrich von Kleist vorausgeträumten zweiten Estand mit sich selbst erreicht), muß es freilich die ganze von Konkurrenz- und Verteilungskämpfen elend zerstückelte Welt umrunden, beziehungsweise die von Hetzrufen, Antreiberschreien, Abwerbgesprächen, Melk melodien und Sirenengesängen durchtoste Arena durchqueren, bis – nein nicht der Zufall, sondern – die Unerträglichkeit der Unlustvorstellungen uns in einen mit den reinsten Wahnsinnsfarben ausgemalten Paradieseswinkel vorantreibt. Voran oder empor: das, lieber Walter Höllerer, soll uns alt unzerstreitliche Kombattanten aber gewiß nicht trennen.

Peter Rühmkorf, aus Peter Rühmkorf: *Einmalig wie wir alle*, Rowohlt Verlag, 1989